

Buchna arbeitet in eindrucksvoller Weise heraus, in welchen politischen Fragen Böhler und Kunst kooperierten und wo nicht (z. B. in der Frage der obligatorischen Zivilehe, aber auch in der Personalpolitik), wo sich ihr Vorgehen ähnelte und wo es sich unterschied. Beide, Böhler und Kunst, waren große Netzwerker, die versuchten, schon in einem frühen Stadium der politischen Willensbildung den kirchlichen Einfluss geltend zu machen. Aber Böhler setzte dabei in erster Linie auf „seine“ Leute, also die katholischen CDU-Abgeordneten, denen er sehr eindeutig klarmachte, was ihre Kirche von ihnen erwartete. Kunst dagegen musste aufgrund der sehr viel heterogeneren Zusammensetzung des deutschen Protestantismus die „Äquidistanz“ zu allen Parteien wahren – trotz eigener CDU-Nähe. Gerade auch am Verhältnis der beiden Kirchenlobbyisten zueinander kann Buchna zeigen, wie sich noch in den 1950er Jahren – allerdings verstärkt erst unter Böhlers Nachfolger Wilhelm Wissing – die konfessionellen Rivalitäten abschwächten und wie weit der klerikalistische Stil Böhlers an seine Grenzen stieß. Dabei unterschätzt Kristian Buchna vielleicht in der Gesamteinschätzung ein wenig, welche Rolle der Konfessionsproporz beziehungsweise dessen Verletzung auch später noch in der Politik – insbesondere in der CDU – spielte, etwa im Atlantiker-Gaullisten-Streit, bei dem sich außenpolitische und konfessionelle Positionen in erstaunlichem Maße deckten.

Jena Torsten Oppelland

Geschichtsbilder im Wandel

Rüdiger, Mark: „Goldene 50er“ oder „Bleierne Zeit“? Geschichtsbilder der 50er Jahre im Fernsehen der BRD, 1959–1989, 354 S., transcript, Bielefeld 2014.

Erich Kästner hat das bundesrepublikanische Gründungsjahrzehnt bekanntlich als „motorisiertes Biedermeier“ charakterisiert und damit eine Zeit vermeintlicher geistig-kultureller Stagnation und restaurativer Entwicklungen beschrieben. Diese Deutung stellt die junge Bundesrepublik ebenso wie unkritische Überhöhungen der Ära Adenauer sicherlich in ein falsches Licht. Während die 1950er Jahre aus politik- und sozialgeschichtlicher Perspektive bereits gut erforscht sind, mangelt es bisher noch an geschichts- und erinnerungskulturellen Studien über diese Jahre.

Der Historiker Mark Rüdiger fragt in seiner Dissertation nun nach den tradierten Geschichtsbildern im bundesdeutschen Fernsehen, wobei sich sein Untersuchungszeitraum von 1959 bis 1989 erstreckt.

Rüdigers Arbeit ist in vier Teile untergliedert, wobei die ersten beiden Kapitel über die Produktionsbedingungen (Kap. I) und das audiovisuelle Quellenmaterial des Geschichtsfernsehens (Kap. II) informieren. In den anschließenden zwei Kapiteln erfolgt die Analyse von non-fiktionalen und fiktionalen Geschichtsendungen. Dabei behandelt der Autor sein Thema chronologisch: „1959 bis 1976 – Formierungen“ (Kap. III) und „1977 bis 1989 – Polarisierung“ (Kap. IV). Während der erste Zeitabschnitt 50 Seiten umfasst, bildet die zweite Phase auf über 140 Seiten den inhaltlichen Schwerpunkt von Rüdigers Dissertation. Beim Lesen fällt es vor allem im dritten Kapitel etwas schwer, den Überblick zwischen fiktionalen und non-fiktionalen Inhalten zu behalten, da der Verfasser zwischen den beiden Untersuchungsgegenständen hin und her springt. Das vierte Kapitel widmet sich hingegen in zwei voneinander getrennten Unterkapiteln den Dokumentationen und den Fernsehspielen. Ein einheitlicher Aufbau hätte zur besseren Orientierung beigetragen.

Im dritten Kapitel beschreibt der Autor die beginnenden Historisierungsprozesse in den 1960er Jahren und macht darauf aufmerksam, dass das bundesdeutsche Fernsehen vor allem anlässlich von Jahres- und Gedenktagen über das Gründungsjahrzehnt berichtete. Die inhaltlichen Schwerpunkte der Fernsehsendungen unterschieden sich zwischen Dokumentarfilmen und Fernsehspielen: Wie Rüdiger anschaulich anhand der Fernsehspielreihe „Die Chronik der Familie Nägele“ (ARD 1968) exemplifiziert, gehörten in den 1960er und 1970er Jahren „Bilder der sich entwickelnden Wirtschaftswundergesellschaft“ (S. 115) wie moderne Fabrikhallen, automatisierte Maschinenteknik und zeittypisches Wohnesig zum festen Erzählbestandteil fiktionaler Sendungen. Die Dokumentarfilme mit ihren non-fiktionalen Erzählungen fokussierten sich hingegen auf die Person und die Ära Adenauer, wobei auch die deutsch-deutsche Teilungsgeschichte einen Schwerpunkt bildete. Am Beispiel der vierteiligen Dokumentarreihe „Die zweite Republik“ (ZDF 1974) zeigt der Autor die allmähliche narrative Verschiebung von einer Teilungs- zu einer bundesdeutschen Souveränitätsgeschichte ab Mitte der 1970er Jahre auf. Während zuvor die nicht erreichte Wiedervereinigung einen

Berichterstattungsschwerpunkt gebildet hatte, rückten nun die innenpolitischen und außenpolitischen Erfolge der Regierung Adenauer in den Mittelpunkt.

Das vierte Kapitel eröffnet der Verfasser mit der Thematisierung von geschichtskulturellen Nostalgiephänomenen seit dem Anfang der 1970er Jahre, in deren Kontext auch ein gesteigertes Geschichtsinteresse an den 1950er Jahren zu betrachten ist. Das Gründungsjahrzehnt erfuhr laut Rüdiger am Ende der 1970er Jahre deshalb erhöhte Aufmerksamkeit, da es als Vorgeschichte einer als unsicher wahrgenommenen Gegenwart die Möglichkeit bot, „das Bedürfnis nach Orientierung, Sicherheit und Identität zu befriedigen“ (S. 164). Im Folgenden zeigt der Autor kenntnisreich auf, dass in fiktionalen Fernsehsendungen bis zum Jahr 1989 die Deutung von den 1950er Jahren als eine restaurative Zeit dominierte. Filmemacherinnen und Filmemacher wie Margarethe von Trotta, Volker Schlöndorff oder Rainer Werner Fassbinder, die Rüdiger der ‚68er-Generation‘ zurechnet, zeichneten in ihren Filmen dabei ein Bild von der „Restauration als verpasster Neuanfang“ (S. 179). Rüdiger führt die restaurationskritischen Deutungsangebote auf generationelle Geschichtsbilder zurück. Kritisch ist hierzu anzumerken, dass der Autor den Generationenbegriff in seinen Ausführungen synonym zu Alterskohorte verwendet und somit aus dem Blick gerät, dass sich die ‚68er-Generation‘ in den späten 1970er/frühen 1980er Jahren durch Erzählungen über geteilte Erfahrungen und Geschichtsbilder einen Vergemeinschaftungsprozess durchlief und sich überhaupt erst herausbildete.

Für die non-fiktionalen Fernsehbeiträge konstatiert Rüdiger die Tendenz, dass sich die Sendungen als eine „Art audiovisuelles Fotoalbum“ (S. 223) darstellten und einen collagehaften Charakter hatten. Neben diesen „Mosaiksendungen“ traten „klassische“ Dokumentationen, die jedoch im Gegensatz zu den 1960er und frühen 1970er Jahren nicht mehr nur ereignis-, politik- und wirtschaftsgeschichtliche Themen besprachen, sondern zunehmend über alltags-, gesellschafts- und kulturgeschichtliche Aspekte der 1950er Jahre erzählten. Des Weiteren zeigt der Autor auf, dass die Sendungen der 1980er Jahre verstärkt Fragen der nationalen Identität verhandelten, bei denen die Bundesrepublik nicht mehr als eine westdeutsche Teilnation betrachtet wurde. Dokumentationsreihen wie „Abenteuer Bundesrepublik“ (ARD 1983) oder „So fing es an“ (ZDF 1983) orientierten sich laut

Rüdiger zusehends an den „Motiven einer Erfolgsgeschichtsschreibung“ (S. 278) und dienten der Evokation von Erinnerungen.

Insgesamt handelt es sich bei Rüdigers Studie um eine sehr gut recherchierte Arbeit, die fundiert über die Historisierung der 1950er Jahre informiert und unter Berücksichtigung eines breiten audiovisuellen Quellenkorpus wichtige Erkenntnisse über den Wandel von Geschichtsbildern im bundesdeutschen Fernsehen bringt. Für weitere geschichts- und erinnerungskulturelle Studien hat Rüdiger somit eine anschlussfähige Grundlage geschaffen.

Heidelberg Martin Stallmann

Terroristische Gewalteskalation in den 1970er Jahren

Terhoeven, Petra: Deutscher Herbst in Europa. Der Linksterrorismus der siebziger Jahre als transnationales Phänomen, 712 S., De Gruyter Oldenbourg, München 2014.

Petra Terhoevens Untersuchung geht von der zentralen These aus, dass die Gewalteskalation in den 1970er Jahren ohne die „transnationale Dimension, die in den Handlungsoptionen aller politischen Akteure eingeschrieben war, nicht hinreichend zu verstehen“ (S. 19) sei. Ausgehend von der in der Terrorismusforschung unbestrittenen Tatsache, dass die Wirksamkeit terroristischer Gruppen nicht vorrangig in ihren Taten (in der BRD starben im Untersuchungszeitraum 41 Menschen, in Italien 179), sondern in der effizienten Kommunikationsstrategie liegt, untersucht die Autorin die „Transnationalisierung als kommunikative Strategie“ (S. 24). Sie fragt dabei, wie, in welchem Ausmaß und aus welchen Gründen terroristische Gruppen die „transnationale Teil- und Gegenöffentlichkeit“, die sich in den 1960er Jahren in Europa gebildet hatte, für Partikularinteressen nutzen konnten (S. 27). Die Strategien der grenzübergreifend sehr gut vernetzten Gruppen radikaler und gewaltbereiter Aktivistinnen und Aktivistinnen, ihrer Anwälte und der radikalen nicht-terroristischen Unterstützermilieus werden am Beispiel der deutsch-italienischen Netzwerke (mit dem Fokus auf RAF und die Roten Brigaden) beleuchtet; andere europäische radikale Milieus (etwa in Frankreich, Österreich oder der Schweiz) kommen nur am Rande vor. Terhoevens transnationaler Forschungsansatz zielt nicht

primär auf den klassischen Vergleich, wengleich sie nicht auf die „Konturierung der nationalen Erfahrungshorizonte verzichtet“ (S. 651), sondern auf Interaktion und Transfer (S. 51).

Die faktengesättigte Analyse der italienischen und deutschen Kontexte – wofür die Autorin das bislang zugängliche Archivmaterial in deutschen und italienischen staatlichen sowie privaten Archiven, zeitgenössische Publizistik und die ausufernde Erinnerungsliteratur herangezogen hat – beginnt mit einer Parallelisierung der Biografien von Giangiacomo Feltrinelli und Rudi Dutschke, wobei Terhoeven die deutsch-italienischen Begegnungen in deren Umfeld und die Transfers der späten 1960er Jahre als Verstärkung für bereits vorhandene Radikalisierungstendenzen in der Szene wertet (S. 172, 653). Nach dem Tod Feltrinellis (1972) und der Inhaftierung der RAF-Gründergeneration im selben Jahr, veränderten sich die deutsch-italienischen Extremisten-Netzwerke dahingehend, „dass sich die politischen Linie der wichtigsten deutschen und italienischen Metropolenquellens im Laufe der 70er Jahre faktisch aneinander annäherte“ (S. 223). Terhoeven betont, „dass mit dem Drenkmann-Mord und der Lorenz-Entführung zwei eng miteinander verzahnte Schlüsselereignisse des Terrorismus in der Bundesrepublik Ergebnis eines bislang nicht als solchen erkannten deutsch-italienischen Lernprozesses waren“ (S. 240).

Schwierigkeiten, bei linksextremen Gruppen den „besonders intensiven transnationalen Kommunikationsfluss zwischen den Organisationen, sei es über persönliche, sei es über mediale Kanäle“ (S. 171) lückenlos nachzuweisen, ergeben sich aus den noch nicht zugänglichen Aktenbeständen sowie aus dem Faktum, dass terroristische Gruppen, die einander sowohl mit Solidarität als auch Konkurrenzgefühlen begegneten, „auf die Wahrung ihrer revolutionären Identität bedacht [waren] und ihre propagandistischen Erfolge entsprechend eifersüchtig [hüteten]“ (ebd.). So ist etwa der Transfer des Know-how der politischen Personenentführung und die „Bildpolitik all'italiana“ in den Memoiren und rückblickenden Interviews deutscher Terroristen und Terroristinnen nicht ersichtlich (S. 237).

Terhoeven stellt detailliert dar, wie die inhaftierten RAF-Terroristen und Terroristinnen die Aufmerksamkeit der internationalen Öffentlichkeit für die „Dramaturgien des Leids auf europäischer Bühne“ (S. 257) herzustellen suchten, welche Rolle die Rechtsanwälte in den transnationalen Justizkampagnen spielten. Sie lotet das Verhältnis

von illegalen und legalen Aktivitäten etwa im Rahmen des Internationalen Komitees zur Verteidigung politischer Gefangener Westeuropas (1976 gegründet) aus und erläutert, wie der deutsche und italienische Staat auf die terroristische Herausforderung reagierten. Interessant sind diese Ausführungen, die sich auch auf die vorliegende Forschungsliteratur stützen können, weil sie konsequent den Blick auf Vernetzung und Transfer richten. Im Mittelpunkt der Arbeit steht „die Untersuchung des radikal linken Milieus als wichtigsten transnationalen Resonanzraums der RAF-Propaganda“ (S. 57). Für Terhoeven ist der deutsche Linksterrorismus „auch ein Fall europäischer Innenpolitik“ (S. 60). Die Transnationalisierung des Themas „Folter in der BRD“, die Reaktionen zum Tod Holger Meins und auf den Selbstmord der Stammheimer Gefangenen und das Feindbild BRD werden ausführlich erläutert. Wie schwierig es ist, dem Anspruch eine transnationale Geschichte zu schreiben gerecht zu werden, lässt anhand der Komplexität der Verzahnung von nationaler und internationaler Öffentlichkeitsarbeit der RAF, die sich selbst als transnationale Gruppe sah, und anhand der Einschätzung der Wirkmächtigkeit dieser Propaganda erahnen (S. 299, 468). Die Autorin sieht die Internationalisierung vorrangig „als Mittel zum Zweck, um auf nationale Akteure Einfluss nehmen zu können“ (S. 299) und meint, „der Internationalismus der RAF“ sei als „stets instrumenteller und rein deklaratorischer Art“ (S. 668) zu charakterisieren.

Petra Terhoeven ist es in ihrer materialreichen Studie bestens gelungen, den Linksterrorismus der Bundesrepublik Deutschland in eine westeuropäische Dimension einzubetten. Die hervorragende Herausarbeitung von Vernetzungen und Transfers zwischen Italien und der BRD macht dieses Buch zu einem Standardwerk der historischen Terrorismusforschung.

Wien Irene Bandhauer-Schöffmann

Gemeinsamkeitserfahrung und Protest

Pettenkofer, Andreas: Die Entstehung der grünen Politik. Kultursoziologie der westdeutschen Umweltbewegung, 383 S., Campus, Frankfurt a. M./New York 2014.

Die Entstehung von Umweltbewegung und ökologischem Bewusstsein, der Aufstieg grüner Parteien sowie Protest und neue soziale Bewegungen

im Allgemeinen – das sind Themen, die für die Geschichte westeuropäischer Gesellschaften in den 1970er und 1980er Jahren von Bedeutung sind und bereits große Aufmerksamkeit unterschiedlicher Disziplinen gefunden haben. Waren es zunächst die Sozialwissenschaften, welche sich – häufig schon zeitgenössisch – mit diesen Phänomenen beschäftigten, sind in jüngster Zeit eine ganze Reihe zeithistorischer Studien dazu erschienen.

Andreas Pettenkofer hat nun ein Buch vorgelegt, das sich der „Entstehung der grünen Politik“ abermals aus soziologischer Perspektive nähert. Es handelt sich um die überarbeitete und erweiterte Fassung des zweiten Teils seiner Dissertation, die er 2007 am Erfurter Max-Weber-Kolleg abgeschlossen hat. Der erste Teil ist bereits 2010 unter dem Titel „Radikaler Protest. Zur soziologischen Theorie politischer Bewegungen“ erschienen. Während dieser insbesondere die theoriebezogene Ebene der Arbeit widerspiegelt, handelt es sich bei dem nun vorliegenden zweiten Teil um die entsprechende, vor allem empirisch argumentierende Fallstudie.

Jenseits organisationsgeschichtlicher Ansätze fragt der Autor nach den „kulturellen Voraussetzungen“ (S. 8) grüner Politik, die dann beispielweise zur Gründung und Institutionalisierung einer grünen Partei führten. Seine Argumentation, die vor allem auf die Eigendynamik außerparlamentarischer Protestbewegungen abzielt, arbeitet sich an Interpretationen ab, die sich zuvorderst auf die Vorannahme rational kalkulierender Akteure und die Dominanz von Gelegenheitsstrukturen gründen. Pettenkofer versucht stattdessen vor allem religionssoziologische Ansätze für seine Analyse fruchtbar zu machen. So argumentiert er etwa im Anschluss an Max Weber mit einer „Kirche-Sekte-Dynamik“ (z. B. S. 63) sowie der Bedeutung „weltablenkender“ Haltungen“ (S. 23) für radikale Bewegungen. Zudem stützt er sich auf Emile Durkheim und wendet einige von dessen Überlegungen auf den Protest der Neuen Linken von den 1960er bis zu den 1980er Jahren an. Er folgt dabei einem qualitativen Ansatz und einer im Kern hermeneutischen Methode. Die wichtigste Materialgrundlage bilden Periodika der untersuchten Gruppen und Strömungen der Protestbewegungen.

Pettenkofer beginnt bei den Studentenprotesten der 1960er Jahre; dort, wo seiner Meinung nach „das Deutungsmuster, das später die ‚grüne‘ Politik anleitet, zuerst auftaucht (ohne das grüne Inhalte schon eine Rolle spielen)“ (S. 30). Über für die Bewegungen wichtige

Gewaltereignisse nähert er sich der Studenten- und dann vor allem der Anti-AKW-Bewegung und nimmt deren Rahmung durch für sie zentrale Texte in den Blick: Die Erschießung Benno Ohnesorgs, das Attentat auf Rudi Dutschke, die „Schlacht am Tegeler Weg“, dann vor allem die Bauplatzbesetzungen und Auseinandersetzungen in Wyhl, Brokdorf, Grohnde und Gorleben.

Liest man dieses Buch allein aus der Perspektive des Zeithistorikers, könnte man daran manche Verkürzung oder umgekehrt die eine oder andere Überzeichnung kritisieren. So nimmt der Autor mit den aus der Studentenbewegung stammenden Gruppen eben nur einen, wenn auch sehr bedeutsamen Akteur grüner Politik in den Blick. Zu deren Eigentümlichkeit gehörte und gehört aber eine größere ideologische und personelle Bandbreite, die sich eben nicht nur in der (ehemaligen) Neuen Linken erschöpft. Zudem lassen sich bestimmte Motivlagen, aber auch emotionale Aufladungen und gemeinschaftsstiftende Dynamiken, die auch für Pettenkofers Perspektive eine wichtige Rolle spielen, teilweise historisch weiter zurückverfolgen als bloß in die späten 1960er Jahre. Bei aller Vorsicht gegenüber zu glatten Kontinuitäten sind manche Grundmuster in ähnlicher Weise bereits bei den Reformbewegungen der Jahrhundertwende auszumachen. Außerdem war die Umweltbewegung mehr als die hier manchmal zu stark im Zentrum stehende Anti-AKW-Bewegung, die gewiss sowohl für die gesamte Ökologiebewegung als auch für die aus ihr entstehende grüne Partei eine große Rolle spielte.

Allein mit einer solchen Perspektive würde man dem Buch und dem Anliegen seines Autors jedoch nicht gerecht. Denn schließlich verfolgt er ein anderes disziplinäres und vor allem über den konkreten Gegenstand hinausgehendes Erkenntnisinteresse: Ihm geht es um die Genese und Eigendynamik sozialen Protests und um das Herausarbeiten eines „Set[s] sozialer Mechanismen [...]“, die auch in anderen Fällen einen kulturellen Wandel antreiben, mit dem so nicht zu rechnen wäre“ (S. 8).

Hier bietet die Studie eine ganze Reihe anregender Ansätze und Überlegungen, welche jenseits der sozialwissenschaftlichen auch für die geschichtswissenschaftliche Erforschung von Protest und sozialen Bewegungen bereichernd ist. So arbeitet Pettenkofer nochmals deutlich heraus, wie sich aus Neuer Linken und Studentenbewegung stammende Gruppen zunächst der Atom- und dann der Ökologiethematik hauptsächlich über das Thema Staatskritik näherten.